

COVERSTORY
TOD UND TOTENBRAUCHTUM
IN BASEL

Ausgrabungen im neuzeitlichen
Quartierfriedhof St. Johann

Andreas Niederhäuser

ABB. 1 Die nördliche Ecke des Quartierfriedhofs St. Johann mit dem St. Johanns-Turm. Das um 1840 von Achilles Bentz gemalte Aquarell zeigt einen wild bewachsenen Friedhof ohne geordnete Grabanlage. Bild: Kunstmuseum Basel, Kupferstichkabinett, Inv. M 101.68.



Das Jahr 2015 war für die Archäologische Bodenforschung geprägt durch eine ganze Reihe von Ausgrabungen im Bereich alter Friedhofsareale: der Spitalfriedhof im heutigen St. Johannis-Park, der Quartierfriedhof beim St. Johannis-Platz, der Spalengottesacker beim botanischen Garten der Universität, der Kirchhof der Peterskirche, der Kannenfeldgottesacker und gegen Ende des Jahres der Friedhof bei der Kleinhüninger Dorfkirche. Bis auf den Peterskirchhof, der bereits seit dem 13. Jahrhundert als Begräbnisstätte diente, handelt es sich bei allen um neuzeitliche Friedhöfe, die mehrheitlich im Laufe des 19. Jahrhunderts eingerichtet und spätestens 1932 mit der Eröffnung des Zentralfriedhofs am Hörnli wieder aufgegeben wurden. Nicht selten gestaltete man sie anschliessend – wie auch den Friedhof St. Theodor im Rosental beim heutigen Messegelände oder den Horburgfriedhof – in öffentlich zugängliche Parklandschaften um.

Mit Blick auf die weit in die Ur- und Frühzeit zurückreichende Siedlungsgeschichte Basels verwundert es nicht, dass man praktisch in jedem Jahr bei Ausgrabungen auf menschliche Skelette stösst. Tatsächlich lassen sich bis heute im Gebiet des Kantons Basel-Stadt über 70 Begräbnisstätten lokalisieren, die sich über alle Epochen verteilen. Sinnigerweise liegen dabei die ältesten, aus der Jungsteinzeit stammenden Gräber auf dem Gelände des Hörnlifriedhofes. Während die grossen eisenzeitlichen, römischen und frühmittelalterlichen Nekropolen, wie es vor dem Aufkommen des Christentums üblich war, ausserhalb der Siedlung angelegt wurden, lässt sich beim Münster und der Martinskirche, die sich innerhalb des ältesten Siedlungskerns der Stadt Basel befinden, eine vom 8. bis ins 19. Jahrhundert reichende Begräbnistradition nachweisen. Für die Archäologie sind diese überaus reichhaltigen, sowohl zeitlich wie räumlich breit gestreuten Grabbefunde von unschätzbarem Wert. So paradox es klingen mag: wir kommen dem Leben der Menschen vergangener Epochen nie so nahe, wie bei der archäologischen und anthropologischen Auswertung von Gräbern und den sich darin befindenden menschlichen Überresten.

Auch wenn mit dem Einsetzen schriftlicher und ikonografischer Überlieferungen alternative Zugänge zu den vergangenen Lebenswelten und insbesondere zum Umgang der Menschen mit dem Tod und den Toten zur Verfügung stehen, verlieren die archäologischen Quellen ihre Bedeutung nicht. Dank ihnen können – wie im Folgenden am Quartierfriedhof St. Johann gezeigt werden soll – bestehende Erkenntnisse überprüft, bestätigt oder modifiziert und zu einem vollständigeren Bild ergänzt werden.

ABB. 2a/2b Obwohl die Münstergemeinde ab 1817 mit dem Elisabethengottesacker im Bereich der heutigen Elisabethen-Anlage einen neuen Friedhof besass, diente der Innenhof des Grossen Kreuzgangs noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts als Begräbnisstätte. Foto links: Philippe Saurbeck. Bild rechts: StABS Architectura Basilienensis A 5-188.







ABB. 3a/3b Die nach einem Entwurf von Melchior Berri erbaute Abdankungskapelle ist heute der letzte Zeuge des einstigen Friedhofs St. Theodor im Rosental. Die historische Fotografie stammt vor 1914, als die letzten Gräber abgeräumt wurden. Foto links: StABS AL 45, 8-70-4. Foto rechts: Philippe Saurbeck.



ZWISCHEN FASZINATION UND SKEPSIS

Die Industriellen Werke Basel (IWB) reichten 2014 Pläne für die Verlegung einer mehreren Kilometer langen Hochtemperaturleitung vom Kraftwerk UW-Volta zum Universitätsspital ein. Bereits eine erste Begutachtung machte deutlich, dass mit dem Bauprojekt zwei grössere neuzeitliche Begräbnisstätten betroffen sein würden: der Spitalfriedhof St. Johann, in dem bereits 1988/89 anlässlich der Neugestaltung des St. Johanns-Parks erste Ausgrabungen stattfanden und der nur unweit davon entfernt gelegene Quartierfriedhof St. Johann im Bereich des heutigen St. Johanns-Platzes. War beim Spitalfriedhof der zu erwartende zeitliche und personelle Aufwand dank der Quellenlage verhältnismässig gut abzuschätzen, stellte der Quartierfriedhof in

gewissem Sinne eine Blackbox dar, gab es hier doch seit seiner Umgestaltung im Jahr 1891 keine grösseren archäologisch begleiteten und dokumentierten Bauarbeiten mehr. (ABB. 4, ABB. 5) Eine besondere Herausforderung stellten dabei zum einen der enge Zeitrahmen und die beschränkten personellen Ressourcen dar. Zum andern waren die Arbeiten zeitweise direkt vom Fussgängerweg her einsehbar, so dass die zufällig Vorübergehenden unvermittelt und unvorbereitet mit den freigelegten Skeletten konfrontiert wurden. Das Grabungsteam sah sich damit vor die Aufgabe gestellt, möglichst effizient die Ausgrabungsarbeiten voranzubringen und gleichzeitig ad hoc Fragen zur Geschichte des Friedhofes, zu den archäologischen und anthropologischen Methoden, der Weiterbehandlung der geborgenen Knochen, zum Nutzen und Zweck und nicht zuletzt zu den Kosten der Ausgrabung zu beantworten. Der Dialog mit dem Publikum, das vom interessierten Quartierbewohner über Touristen bis zu den Schülern des nahen St. Johann-Schulhauses reichte, erwies sich indes als sehr aufschlussreich. Die meisten Passantinnen und Passanten reagierten dabei ganz ähnlich mit einer Mischung aus Faszination und Skepsis auf die menschlichen Überreste: wohl Ausdruck eines in allen Zeiten und Kulturen verbreiteten ambivalenten Verhältnisses gegenüber den Toten, aber auch ein Zeichen, wie stark heute der Tod tabuisiert und aus dem Alltag verdrängt resp. in virtuelle Welten gebannt worden ist.



ABB. 4 Blick vom St. Johanns-Tor Richtung Innenstadt. Im Vordergrund der 1891 umgestaltete St. Johanns-Platz. Foto: Gebr. Metz, StABS NEG A 1469.

ABB. 5 Blick vom südlichen Teil des ehemaligen Friedhofgeländes auf den St. Johanns-Turm. Unter dem Rasen im Vordergrund sind höchstwahrscheinlich noch viele weitere Gräber erhalten. Foto: Philippe Saurbeck.





ABB. 6 Übersicht über die alle Epochen umfassenden Gräberfelder und Friedhöfe auf dem Gebiet der Stadt Basel. Plan: Peter von Holzen.

- Nicht datierbar
- Jungsteinzeit/Bronzezeit
- Eisenzeit
- Römische Zeit
- Frühmittelalter
- Hoch- und Spätmittelalter
- Neuzeit
- Heute

ZUSAMMENSPIEL VON ARCHÄOLOGIE, ANTHROPOLOGIE UND GESCHICHTE

Heute besteht in unserer stark säkularisierten Welt die Tendenz, Bestattungen möglichst ohne grosse Zeremonien im privaten Rahmen abzuhalten. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein löste der Tod jedoch einen Reigen von Handlungen aus, für deren Beschreibung und Analyse in den Kulturwissenschaften oft mit dem vom französischen Ethnologen Arnold Van Gennep entwickelten Konzept der *rites de passage* gearbeitet wird.¹ Wie bei anderen «Übergangssituationen» – Geburt, Taufe, Mündigkeit, Hochzeit etc. – zielten die unterschiedlichen Rituale weniger auf die persönliche Befindlichkeit der Angehörigen, sondern unterstrichen die gesellschaftliche Bedeutung des Ereignisses. In der Volkskunde hat die Auseinandersetzung mit den Sterberitualen, Bestattungssitten und dem Totengedenken eine lange, bis in ihre Anfänge zurückreichende Tradition. In den Geschichtswissenschaften dagegen löste vor allem die von Philippe Ariès in den 1970er Jahren veröffentlichten, im Kontext der Mentalitätsgeschichte stehenden Studien zur «Geschichte des Todes»² eine breitere und intensivere Auseinandersetzung mit

dem Thema aus. Für die Stadt Basel gibt es einige ältere Arbeiten, die sich in kürzerer und teilweise eher anekdotisch-beschreibender Form der Entwicklung des mittelalterlichen und neuzeitlichen Friedhof- und Begräbniswesens widmen.³ Mit der 2010 erschienenen Dissertation von Patricia Zihlmann-Märki liegt aber auch eine umfassende Studie zum Thema vor. Mit einem breiten methodischen Ansatz beleuchtet sie sowohl die Entwicklung und Organisation des Begräbniswesens als auch anhand der Auswertung persönlicher Aufzeichnungen die individuelle Auseinandersetzung mit dem Tod in der Zeit zwischen 1750 und 1850.⁴

Das Interesse der Archäologie an neuzeitlichen Begräbnisstätten, sofern es sich nicht um der Oberschicht vorbehaltene Kirchengräber handelte, war lange Zeit gering. Erst in den letzten Jahrzehnten hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass die Möglichkeit, die archäologischen Befunde und Funde schriftlichen und bildlichen Quellen gegenüberzustellen und bei der Auswertung auch auf historische und volkscundliche Literatur zurückgreifen zu können, ein grosses Potential birgt. Der interdisziplinäre Ansatz bringt dabei nicht nur ein Mehr an hermeneutischem Erkenntnisgewinn, sondern vermag darüber hinaus auch das Bewusstsein für die methodischen Probleme bei der Deutung archäologischer Quellen zu schärfen. Neuzeitliche Gräber sind aber auch für die naturwissenschaftliche Anthropologie von hohem Interesse: Wenn die im Quartierfriedhof freigelegten und geborgenen sterblichen Überreste auch namenlos bleiben, und sich die mit ihnen verbundenen menschlichen Schicksale nur schattenhaft erahnen lassen, ermöglichen anthropologische Untersuchungen dennoch Rückschlüsse auf die Lebensbedingungen und den Gesundheitszustand eines Teils der Basler Bevölkerung, die mehrheitlich weder zur oft in prekären Verhältnissen lebenden Unterschicht noch zur städtischen Elite zählte und über die man verhältnismässig wenig weiss. [ABB. 10]

ANTHROPOLOGISCHE UNTERSUCHUNGEN ERMÖGLICHEN RÜCKSCHLÜSSE AUF DIE LEBENSBEDINGUNGEN UND DEN GESUNDHEITZUSTAND EINES TEILS DER BASLER BEVÖLKERUNG.

ABB. 7 Kippel im Lötschental (VS) zwischen 1930 und 1940. Beim Aushub einer Grabgrube kommen die Knochen von früher hier bestatteten Personen zum Vorschein. Im katholischen Kippel wurden die Knochen vermutlich ins Beinhaus gebracht, im reformierten Basel füllte man solche Knochen zusammen mit dem Erdmaterial wieder in die Grabgrube. Foto: Albert Nyfeler, Begräbnis mit Prior Johann Siegen, Mediatèque Valais – Martigny.





GRAB ÜBER GRAB ÜBER GRAB

Bereits im November 2014 wurde ein erstes Teilstück des für die neue Hochtemperaturleitung benötigten Kanals geöffnet. Dabei wurde u. a. die neuzeitliche Verfüllung des spätmittelalterlichen Stadtgrabens und das Fundament der Ende des 14. Jahrhunderts gebauten Äusseren Stadtmauer gefasst. Ein Stück Mauerfundament aus roten Sandsteinen und Kalkbruchsteinen liess sich anhand des Löffelplans von 1862 unschwer als Teil der Friedhofsmauer identifizieren. (ABB. 8) Südlich der Mauer konnten dann die ersten, allerdings durchwegs verlagerten Menschenknochen geborgen werden. In einigen Metern Abstand wurde schliesslich ein nur noch im Kopf- und Brustbereich intaktes Kindergrab in situ aufgedeckt. Zur Überraschung des Grabungsteams stiess man bei der Bergung der Knochen direkt unterhalb des Skelettes auf einen weiteren Schädel. Offenbar hatte man beim Aushub der Grabgrube ein älteres Grab gestört und die darin bestatteten menschlichen Überreste zum grössten Teil entfernt.

Im Verlauf der zweiten Grabungskampagne im Frühsommer 2015 wurde klar, dass es sich dabei nicht um das «Versehen» eines nachlässigen Totengräbers gehandelt hat. Zwar ist bei allen Gräbern die bei christlichen Bestattungen vorherrschende Ost-West-Ausrichtung mehr oder weniger eingehalten. Dennoch präsentierte sich die Situation während der Ausgrabung äusserst unübersichtlich, da sich nicht nur die meisten Grabgruben stark überschneiden, sondern auch bei einer nicht geringen Zahl an Gräbern nur noch ein Teil des Skeletts oder aber gleich Skeletteile von mehreren Individuen vorhanden waren. (ABB. 9)

So chaotisch das Ganze vor Ort anmutete, so lassen sich doch gewisse Muster erkennen: die Totengräber schaufelten die Gruben nach Möglichkeit jeweils zwischen ca. 1,5 m und 1,8 m tief bis auf den anstehenden Rheinschotter aus. Zum einen entsprach dies annähernd der seit dem Mittelalter geltenden Norm, die für die Grabgruben von Erwachsenen eine Tiefe von 6 Schuh⁵ verlangten, zum andern war es aufgrund des natürlich gewachsenen, relativ lockeren Rheinkieses an den meisten Stellen auch gar nicht möglich, tiefer zu graben. Vor dem Aushub eines Grabes wurde mit einer «Totensteher» genannten Eisenstange überprüft, wo sich im Boden intakte Särgе befanden.⁶ Stiess man trotz vorgängiger Sondierung auf eine ältere Bestattung, stoppte man die Arbeit. Daher sind selbst erwachsene Personen teilweise in nur knapp einem Meter Tiefe begraben. Auch die Grabgruben für Kinder, insbesondere für Neonate, sind in einigen Fällen kaum mehr als 80 Zentimeter tief. Nicht selten nahm man aber, besonders wenn nur die Extremitäten tangiert wurden oder – so kann zumindest vermutet werden – sich der Sarg und der Leichnam bereits weitgehend zersetzt hatten, keine Rücksicht auf die sterblichen Überreste. Dabei wurden die Knochen nicht nur mit ausgehoben, sondern offensichtlich auch wieder mit verfüllt. Es gibt im ganzen untersuchten Friedhofsbereich daher kaum einen Fundkomplex, in dem sich nicht verlagerte Menschenknochen befinden – von Kleinstfragmenten bis zu Langknochen und ganzen Schädeln. (ABB. 7)

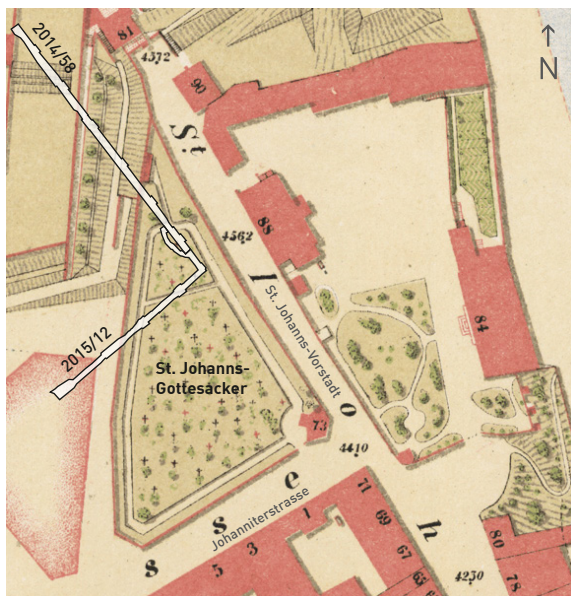


ABB. 8 Ausschnitt aus dem Löffelplan von 1862. Weiss eingezeichnet die Grabung 2014/58, die nebst dem nördlichsten Teil des Quartierfriedhofs St. Johann auch den Stadtgraben und die Äussere Stadtmauer schneidet, und daran anschliessend die Grabung 2015/12. Bearbeitung: Peter von Holzen.

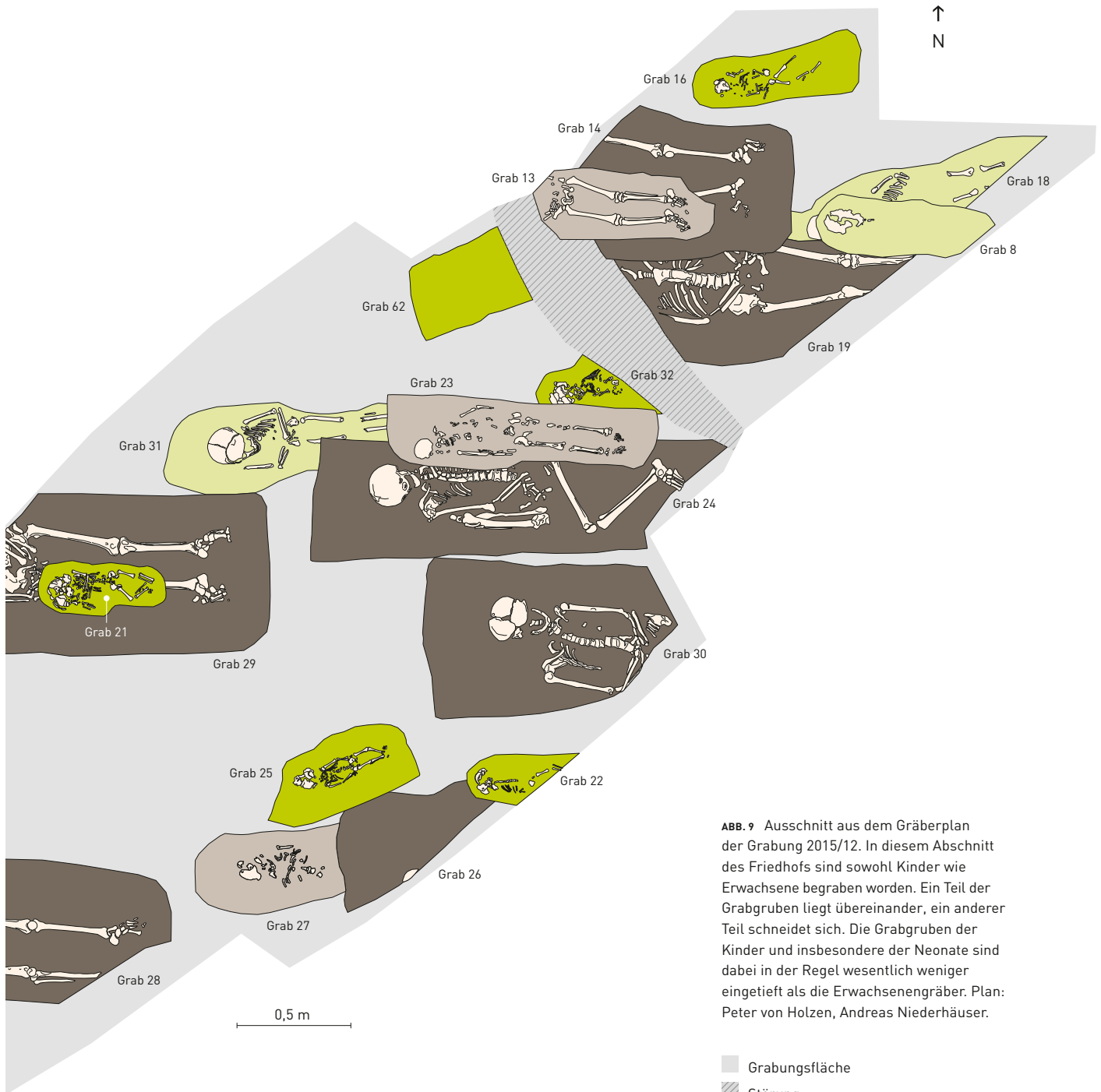


ABB. 9 Ausschnitt aus dem Gräberplan der Grabung 2015/12. In diesem Abschnitt des Friedhofs sind sowohl Kinder wie Erwachsene begraben worden. Ein Teil der Grabgruben liegt übereinander, ein anderer Teil schneidet sich. Die Grabgruben der Kinder und insbesondere der Neonate sind dabei in der Regel wesentlich weniger eingetieft als die Erwachsenenengräber. Plan: Peter von Holzen, Andreas Niederhäuser.

- ▭ Grabungsfläche
- ▨ Störung
- ▭ Neonat
- ▭ Infans I, 1–6 Jahre
- ▭ Infans II, 7–12 Jahre
- ▭ Adult

ABB. 10 Am sogenannten Rondenweg zwischen Fröschenbollwerk und Spalentor. Diese frühe Fotografie, die noch vor dem Abbruch der Äusseren Stadtmauer entstanden ist, vermag einen Eindruck der Lebens- und Wohnverhältnisse der mittelständischen Basler Bevölkerung geben. Foto: aus Rudolf Kaufmann, Basel – Das alte Stadtbild, Basel 1936, ABB. 12. Original: StABS NEG 2054.



VOM MITTELALTERLICHEN KIRCHHOF ...

Der Blick auf die städtische Friedhofstopografie im 18. Jahrhundert zeigt ein dichtes Netz meist seit dem Mittelalter bestehender kleinerer und grösserer Begräbnisstätten, die sich alle innerhalb der Stadtmauer befinden. (ABB. 6) So war die «Welt der Toten» bis ins 19. Jahrhundert hinein – zumindest räumlich – eng mit der Welt der Lebenden verbunden. Lediglich die seit dem Hochmittelalter übliche, in der Regel gemauerte Umgrenzung der Friedhöfe stellte eine, wenn auch durchlässige, physische und religiös-magische Grenze zwischen den beiden Sphären dar. Dabei wurde der Kirchhof, wie man die Friedhöfe nun meist nannte, nicht nur als Begräbnisstätte genutzt: Als «eingefriedeter», d. h. umgrenzter und zum Rechtsraum der Kirche gehörender Bereich diente er etwa als Gerichtsstätte und als Asyl für Verfolgte, (ABB. 11) aber auch als Versamm-

Kirchhöfe, wenn nun auch gegen den Willen der Obrigkeit, noch weit bis in die Neuzeit hinein ein Ort sozialer Begegnungen blieben, zeigt die Klage des Pfarrherrn zu St. Leonhard, der sich 1729 über die grosse «Profanation» des Friedhofes beschwerte. Nicht alleine, dass er als beliebter Sammelplatz für Jugendliche diente, die durch Geschrei, Herumlaufen und das Herumstossen «von ohnbedeckte[n] oder hervorgescharre[n] Todtengebein und Schädel [n]» unangenehm auf sich aufmerksam machten, er wurde, so das Lamento des Pfarrers, auch als Abstellplatz für Fuhrwerke und als Weide für Pferde und anderes Vieh zweckentfremdet.⁸ Auch andere Basler Friedhöfe wurden landwirtschaftlich genutzt: eine Ecke des Peterskirchhofs als Garten, ein Teil des Elisabethenfriedhofs als Rebacker und auf dem Quartierfriedhof pflanzte der St. Johanns-Hirt Kartoffeln an.⁹ Tatsächlich standen an vielen Orten bis weit ins 19. Jahrhundert hinein entweder dem Totengräber, dem Sigristen oder dem Pfarrer das sogenannte «Graserrecht» zu, also die Möglichkeit, das Vieh auf dem Friedhof weiden zu lassen.¹⁰

Die Integration der Friedhöfe in die Stadt war durchaus erwünscht, denn so mussten die Angehörigen für die Bestattung und das Totengedenken keine langen Wege unternehmen. Sie führte aber auch zu Problemen: Das Pfarrkapitel der St. Peters-Gemeinde – zu welcher der später eingerichtete Quartierfriedhof St. Johann gehörte – machte zu Beginn der 1760er Jahre die Obrigkeit darauf aufmerksam, dass sich «der Verwesungsgeruch zur Sommerzeit oder bei Witterungsumschlag derart geltend [mache], dass die gegen den Kirchhof liegenden Zimmer des Pfarrhauses unbewohnbar seien.»¹¹ Grund für den starken Verwesungsgeruch war die massive Überbelegung des Kirchhofs. Da man beim Anlegen der Grabgruben bereits überall auf mehr oder weniger stark verwesene Leichen stiess, wurden sie von den Totengräbern nicht mehr genügend tief ausgehoben. 1766 empfahl der Rat daher, die überbelegten Kirchhöfe zu St. Leonhard und St. Peter vorübergehend nicht mehr zu benutzen und als Ersatz dafür entweder innerhalb oder vor den Toren der Stadt einen «abgelegenen, dennoch bequemen und anständigen Ort, mit möglichster «Menagierung des Aerarii' » d. h. Schonung der Staatskasse zu suchen.¹²



ABB. 11 Eine Frau flieht auf den Kirchhof ins sogenannte Kirchenasyl, wo sie vor dem Häscher sicher ist. Bild: Luzerner Chronik des Diebold Schilling.

... ZUR NEUZEITLICHEN FRIEDHOFSANLAGE

Die Empfehlung des Rates war eine Antwort auf eine Eingabe der medizinischen Fakultät der Universität Basel. Diese hatte vor allem bezüglich der Kirchengräber «hygienische» Bedenken vorgebracht, weil wegen des Entweichens übler Gerüche aus den Gruften oft «böartige pestilenzialische Fieber und plötzliche Todesfälle»¹³ entstehen würden. Bei der Diskussion um die Auslagerung der Friedhöfe vor die Tore der Stadt spielte die Vorstellung, die von den Leichen ausgehenden Ausdünstungen seien höchst schädlich für die Gesundheit der Menschen und könnten wegen der darin enthaltenen Giften im schlimmsten Fall epidemische Krankheiten auslösen, eine wichtige Rolle. So kurios uns heute diese sogenannte Miasmentheorie erscheinen mag, so markiert sie doch – als Folge der Aufklärung und Säkularisierung – den Beginn einer zunehmend wissenschaftlich geprägten Diskussion rund um das Begräbniswesen. Die politischen und verwaltungstechnischen Modernisierungsschübe der Helvetik und Mediationszeit brachten zudem einen Wechsel der Zuständigkeiten für das Bestattungs- und Friedhofswesen von den kirchlichen zu den staatlichen Behörden. Hatten die Sittenmandate des Ancien Régimes noch darauf gezielt, als unmoralisch empfundenen Verhalten der Untertanen zu bekämpfen, etwa zu protzige Leichenzüge oder ausufernde Trink- und Essgelage beim Leichenmahl, ging es nun hauptsächlich um die demografische Kontrolle der Bevölkerung. Die Behörden kümmerten sich weniger darum, wie jemand begraben wurde, sondern waren um die korrekte und vollständige Erfassung aller Todesfälle bemüht.¹⁴

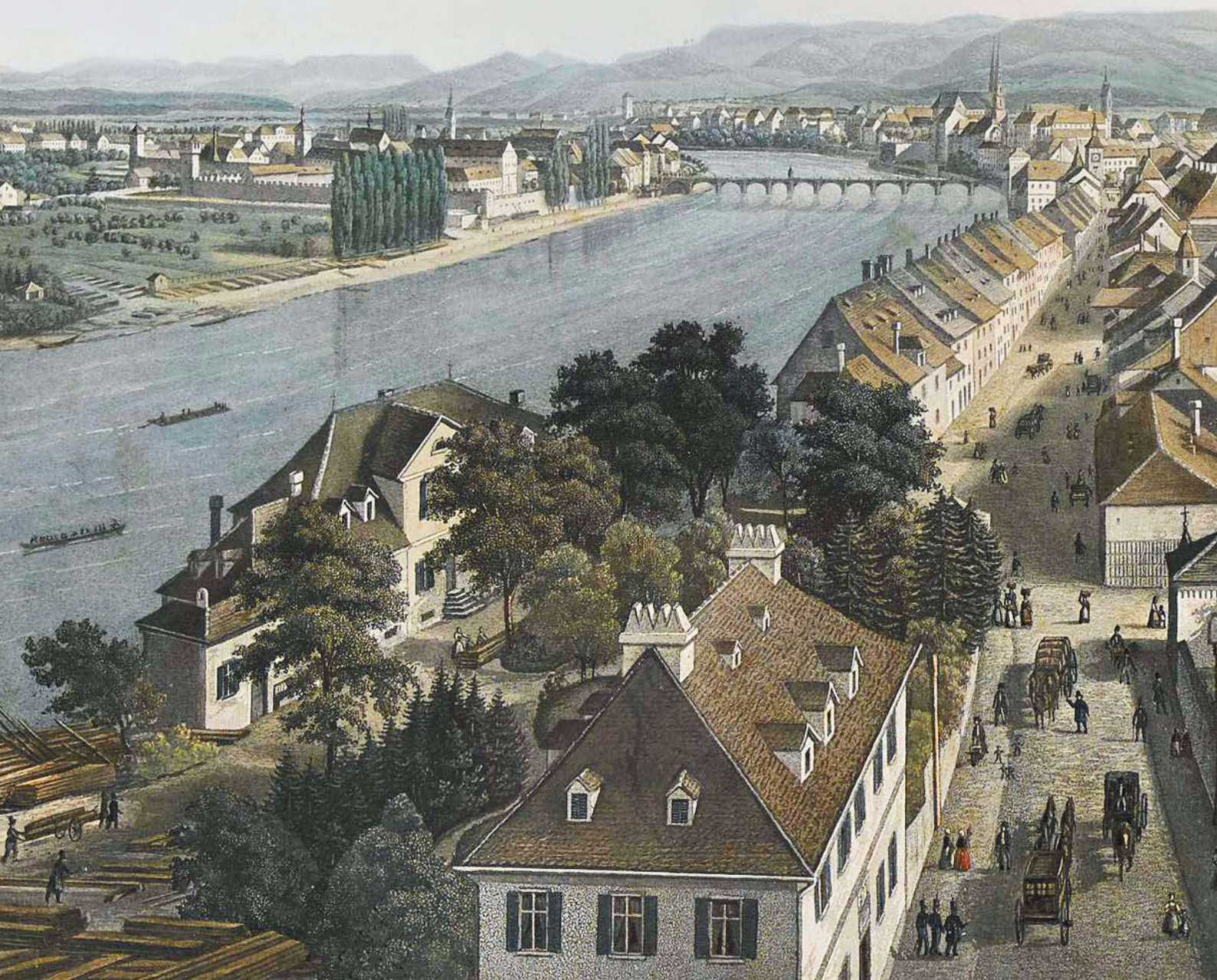
Dieser verstärkte Ordnungswille spiegelt sich auch im Bild des «idealen Friedhofs» wider: Die Begräbnisstätten sollten nicht nur vor die Tore der Stadt verlegt, sie sollten auch zweckdienlich eingerichtet sein und hygienischen Ansprüchen genügen. Anders als bei den mittelalterlichen Friedhöfen galt es nun, die Sphären von Leben und Tod strikte zu trennen. In ihrer schlichten und symmetrisch gehaltenen landschaftlichen Gestaltung bildeten die Friedhöfe dabei einen Spiegel der zeitgenössischen, bürgerlich geprägten Vorstellung einer wohlgeordneten und rational organisierten Gesellschaft. Dienten die alten, unsystematisch angelegten und ungepflegten Kirchhöfe als Tummelplatz randständiger Gruppen, boten die nun als «Garten» oder Park angelegten Gottesäcker nicht nur einen pietätvollen Raum für das Totengedenken der Hinterbliebenen, sondern eigneten sich auch, wie die Friedhofs-idylle des Elisabethengottesäckers des Basler Malers Peter Toussaint (1793–1865) zeigt, für gepflegte Spaziergänge des ehrbaren Bürgertums. (ABB. 12)

In Deutschland wurden die ersten Friedhöfe bereits kurz nach der Reformation vor die Stadttore verlegt. In Basel hingegen dauerte es bis 1825 als mit dem Spalenfriedhof direkt beim Spalentor ein erster Begräbnisplatz *extra muros* eröffnet wurde. Der 1817 eingeweihte, zur Münstergemeinde gehörende allgemeine Elisabethenfriedhof, den man als Folge der ausserordentlich hohe Opfer fordernden Typhusepidemie von 1814/15 eingerichtet hatte, orientierte sich in seiner Anlage zwar ebenfalls schon an den neuen Vorstellungen, lag aber noch innerhalb der Stadtmauern im Bereich der heutigen Elisabethen-Anlage resp. des De Wette-Schulhauses. 1832 erhielt auch Kleinbasel als Ersatz für den Theodorskirchhof mit dem Rosentalgottesacker eine Begräbnisstätte ausserhalb der Stadtmauern (ABB. 3A/3B) und 1845 schloss man den bei der alten St. Elisabethen-Kapelle gelegenen Spitalfriedhof und eröffnete direkt vor dem St. Johanns-Tor den neuen Spitalfriedhof St. Johann.

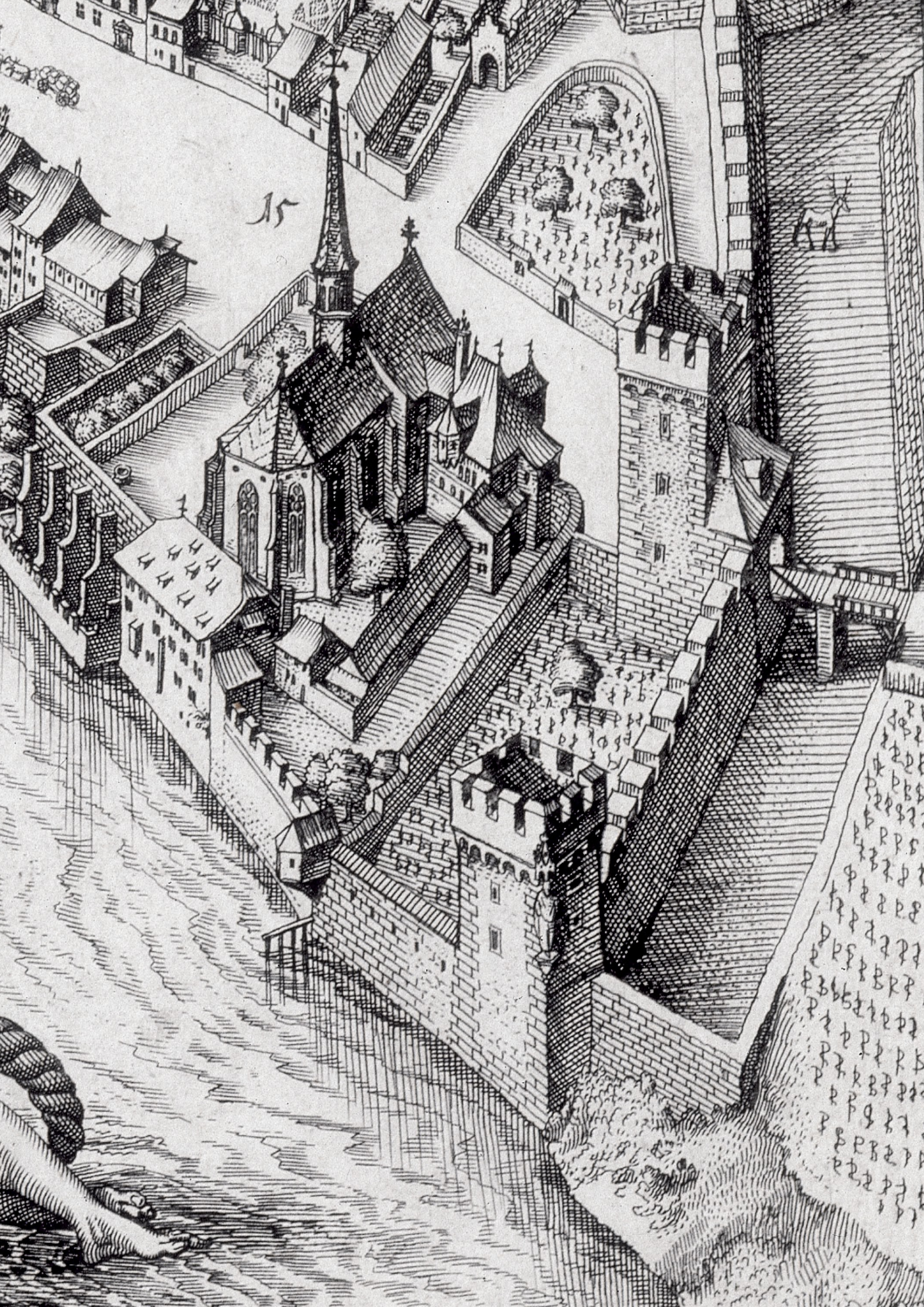
ABB. 12 Der 1817 am Rande der Stadt «bei den Spitalschüren» eingerichtete Elisabethengottesacker erhielt erst im Laufe der Zeit eine parkähnliche Bepflanzung, die zum Flanieren einlud. Aquarell von Peter Toussaint 1836. Bild: Eugen A. Meier: Basel anno dazumal, Basel 1980, 56. Original: StABS Bild Falk. C 18.



ABB. 13 Stadtansicht des Basler Malers J. J. Schneider um 1840 von der St. Johans-Schanze aus. Im Vordergrund der Quartierfriedhof mit den an der Aussenmauer aufgereihten Familiengruften, auf dem eine Begräbniszeremonie im Gange ist. Bild: kolorierte Aquatinta von Anton Winterlin. Original: StABS Bild Schn. 2.







DER QUARTIERFRIEDHOF ST. JOHANN: VOM REB- ZUM GOTTESACKER

Die vom Rat 1766 initiierte Suche nach einem Ersatz- resp. Erweiterungsgelände für den Peterskirchhof dauerte bis 1775, als man von der Johanniterkommende ein beim St. Johannis-Tor liegendes, landwirtschaftlich genutztes Gelände zur Errichtung eines neuen Friedhofes erwerben konnte.¹⁵ Bereits auf dem Vogelschauplan von Sebastian Münster von 1538 und noch deutlicher auf dem Merianplan von 1615 (ABB. 14) ist gegenüber der Kommende ein gegen das St. Johannis-Tor spitz zulaufender, ummauerter Weinberg zu erkennen. Bei der Wahl des Grundstückes hatte wohl auch die Lage eine Rolle gespielt: zwar am Rande der Stadt, aber noch innerhalb der Stadtmauern gelegen.

Das Areal wurde bereits kurz nach dem Kauf als Begräbnisstätte benutzt, vorerst für die «Schirmverwandten», d. h. für Einwohner ohne Bürgerrecht. Eine eigene Infrastruktur scheint der Friedhof zu diesem Zeitpunkt noch nicht gehabt zu haben. Der Rat liess den Begräbnisplatz 1787 aber mit einer neuen, vermutlich stärkeren Mauer versehen.¹⁶ Ab diesem Zeitpunkt diente der Friedhof als Begräbnisplatz für die Stadtbürger, die im Bann der St. Peters-Gemeinde wohnten. Zum Bann gehörte neben der St. Johannis-Vorstadt das Gebiet nördlich des Birsigs von der Schiffflände bis zur Sattelgasse, zum Nadelberg hoch bis zum Spalentor und umfasste damit Stadtteile, in denen Angehörige verschiedener sozialer Schichten wohnten. Spätestens jetzt begann man auch erste Familiengruften einzurichten. 1835 wurde der Friedhof teilweise umgebaut. Dank dem Legat eines reichen Gemeindeglieds konnte direkt am Eingang – wenn auch wesentlich bescheidener als ursprünglich geplant – eine Kapelle mit einem zusätzlichen Raum für die Aufbewahrung der Leichen errichtet werden.¹⁷ Zwei kleinere überdachte Werk- und Lagerplätze an der südlichen Friedhofsmauer kamen vermutlich später dazu. (ABB. 15) Bis dahin hatte offenbar das Kapellengebäude als Aufbewahrungsort für die Totenbahre und die Grabgeräte zu dienen.¹⁸ Insgesamt glich der Quartierfriedhof St. Johann damit bis zu seiner Schliessung 1868 noch sehr viel stärker einem traditionellen Bestattungsplatz als einer modernen Friedhofsanlage mit parkähnlicher Gestaltung und ausgebauter Infrastruktur.



ABB. 14 Ausschnitt aus dem Merianplan von 1615, auf dem gegenüber der Johanniterkommende ein ummauerter Rebacker zu erkennen ist. Grosser Vogelschauplan «Basel von Norden» von M. Merian d. Ä.

ABB. 15 Auf der vor 1874 entstandenen Fotografie des St. Johannis-Tor ist links der Eingang zum sogenannten Rondenweg, ein Stück der Friedhofsmauer und dahinter das Dach eines Werk- oder Lagerplatzes zu erkennen. Foto: Fotoarchiv Wolf, StABS NEG 3198.

TOTENGEDENKEN UND GRABPFLEGE

Der archäologische Befund zeigt eindeutig, dass es auf dem Quartierfriedhof zumindest für den grösseren Teil der Belegungszeit keine systematische Anlage der Gräber gegeben hat.¹⁹ Dabei war die Vorstellung von Reihengräbern auch vor dem 18. Jahrhundert nicht grundsätzlich fremd. Bereits 1538 bestimmte der Rat, dass die Gräber im Münsterfriedhof «inn rechter Ordnung» und «nit eins hie, das ander dort» anzulegen seien.²⁰ Die obrigkeitlichen Direktiven scheinen über die Jahrhunderte allerdings wenig gefruchtet zu haben. 1769 schlugen die Steinmetzmeister Daniel Bruckner und Daniel Büchel in einen Bericht über den Zustand der Friedhöfe erneut vor, das für den Grabaushub zuständige Friedhofspersonal anzuhalten, «die Gräber in gerader Linie, eines an das andere zu setzen.»²¹

Die Darstellungen des Quartierfriedhofs St. Johann von Peter Toussaint (vgl. S. 56), Achilles Bentz (ABB. 1) und J. J. Schneider (ABB. 13), die zwischen 1836 und 1844 entstanden sind, zeigen in Übereinstimmung mit dem Befund einen gänzlich unstrukturierten Innenbereich, während sich entlang der Friedhofsmauer die mit Epitaph-Tafeln versehenen Gruften aufreihen.

**«IN DIESEM JAHR 1528 WARD
OUCH VERKÜNDT VON DEN
KANTZELN, DASS JEDERMAN
SINE STEIN AB DEN GREBEN
HEIM FÜRREN SELT.»**

Die zeitgenössischen Abbildungen vermitteln trotz Abweichungen, die wohl stilistischen Vorgaben geschuldet sind, alle den Eindruck eines nur sehr spärlich eingerichteten Begräbnisplatzes, bei dem im gras- und/oder buschbewachsenen Innenbereich gar keine resp. lediglich durch vereinzelte Grabsteine und -kreuze markierte Gräber zu erkennen sind. Dass reformierte Begräbnisplätze wie der Quartierfriedhof St. Johann im Vergleich zu katholischen Friedhöfen karger gestaltet waren, hängt ohne Zweifel mit der protestantischen Heilsauffassung zusammen. Konnten in der alten katholischen Glaubensvorstellung die Nachkommen mit vielfältigen Gedenkritualen, insbesondere kirchlichen Fürbitten und Totenmessen, auf das Schicksal der Verstorbenen Einfluss nehmen, lag in der reformierten Vorstellung das Seelenheil der Verstorbenen gänzlich in der Hand Gottes. Folgerichtig betraf der protestantische Bildersturm nicht nur das Kircheninnere, auch die Grabmale wurden aus den Kirchhöfen verbannt. «In diesem Jahr 1528 ward ouch verkündt von den kantzeln, dass jederman sine stein ab den greben heim fürren selt» notiert etwa der Zürcher Chronist Gerold Edlibach.²² Das Grab als religiöser und sozialer Gedenk- und Erinnerungsort verlor an Bedeutung und bedurfte dementsprechend auch keiner besonderen Pflege mehr. In Basel vermochte sich der protestantische Eifer allerdings nicht lange zu halten. Bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts war das Setzen von Grabmälern und Epitaphen zumindest bei der Oberschicht wieder üblich.²³ Erst als im Verlaufe des 19. Jahrhunderts die von der protestantischen Theologie geprägten puristischen Vorstellungen des Totengedenkens ihren Einfluss weitgehend verloren, begannen sich die Ausstattungen der reformierten und katholischen Friedhöfe zunehmend anzugleichen.



ABB. 16. Die obersten Skelette aus Grab 49 (links) und Grab 50 (rechts). In beiden Grabgruben sind je drei Verstorbene direkt übereinander bestattet worden. Foto: Andreas Niederhäuser.

ABB. 17 Der fein gearbeitete Fingerring, als Streufund nahe einer gemauerten Gruft gefunden, besteht aus einem mit Goldfolie umwickelten Kupferdraht. Ob er ursprünglich noch einen Schmuckstein besass lässt sich nicht mehr feststellen. Foto: Philippe Saurbeck.



ARM UND REICH

Mit dem Versuch, die Totengräber zu «rechter Ordnung» beim Anlegen der Gräber anzuhalten, sollte nicht nur der Platz im Kirchhof möglichst optimal genutzt werden. Die von der reformierten Theologie betonte Hinfälligkeit gesellschaftlicher Distinktionen angesichts des Todes veranlasste insbesondere die reformierten Städte, sowohl bei den Begräbnissitten – etwa beim Trauerzug oder beim Leichenschmaus – wie auch auf dem Friedhof, die Repräsentation sozialer Unterschiede nicht allzu stark auseinanderklaffen zu lassen. Sie erliessen daher wiederholt Verordnungen, die den Aufwand und die Kosten der Beerdigungen einschränken sollten. Dies verhinderte jedoch nicht, dass sich in der städtischen Friedhofstopografie die soziale Schichtung der Gesellschaft widerspiegelte. So waren in Basel seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Pfarrkirchhöfe ausschliesslich für Bürger und ihre Angehörigen reserviert. Die rechtlich schlechter gestellten Einwohner, die über kein Bürgerrecht verfügten, bestattete man dagegen vor allem auf den Friedhöfen der in der Reformationszeit aufgehobenen Klöster und Orden.²⁴ Angehörige der gesellschaftlichen Unterschicht, die im Spital oder im Pfrundhaus starben, aber auch Stadtfremde wurden in der Regel auf dem Spitalfriedhof beerdigt. Hingerichteten und Selbstmördern schliesslich verweigerte man noch bis weit in die Neuzeit hinein die Bestattung in geweihter Erde,²⁵ während Angehörige sogenannt «unehrlicher» Berufe – wozu neben dem Henker, dem Abdecker u.a.m. auch die Totengräber selbst zählten – in einem gesonderten Teil des Friedhofs bestattet wurden.²⁶

BEGRABEN LAGEN HIER DIE ANGEHÖRIGEN SO BEKANNTER UND EINFLUSSREICHER BASLER FAMILIEN WIE ETWA DEN BURCKHARDTS, LA ROCHEs, MERIANS UND VISCHERS.

Auch der Quartierfriedhof St. Johann wies eine sichtbare soziale Gliederung auf. Die an der Aussenmauer aufgereihten, ab 1810 kostenpflichtigen Gruften befanden sich im Besitz von begüterten Familien. Diese gemauerten und die Zeit überdauernden Grabmale verwiesen auf das ökonomische Potential und auf die Tradition und die soziale Stellung des Geschlechts innerhalb der städtischen Gesellschaft. Begraben lagen hier die Angehörigen so bekannter und einflussreicher Basler Familien wie etwa den Burckhardts, La Roches, Merians und Vischers.²⁷

Der innere Bereich der Friedhöfe war den Erdbestattungen vorbehalten. Allerdings stammten auch hier wohl längst nicht alle Bestatteten aus sozial schlechter gestellten Schichten. So kann man auf dem Bild von Schneider (ABB. 13) neben einfachen Holzkreuzen eine Reihe aufwendig gestalteter Grabmale erkennen. Auch folgt dem Verstorbenen, der auf einer Totenbahre zum Grab getragen wird, ein längerer, zweireihiger Trauerzug von mit Frack und Zylinder bekleideten Männern – ein Anordnung, wie sie der Zürcher David Herrliberger 1751 in seiner Beschreibung der Begräbnissitten für ehrbare Basler Bürger beschreibt.²⁸ Das Begräbnis von Angehörigen der Mittelschicht und vor allem der Unterschicht war dagegen, allein schon aus Kostengründen, sicherlich wesentlich weniger aufwendig, auch wenn es mit den sogenannten Trag- und Begräbnisgesellschaften vereinsmässig organisierte Gruppen gab, die für die Kosten aufkamen und den Transport der Leiche vom Wohnhaus auf den Friedhof organisierten und einen angemessenen Leichenzug bildeten.²⁹

Archäologisch sind die sozialen Unterschiede nur ansatzweise zu fassen. Ein feiner mit Goldfolie umwickelter Ring aus Kupfer, den man in unmittelbarer Nähe der Gruften beim maschinellen Abtrag der obersten Schichten entdeckt hat, könnte einer in einem der Familiengräber bestatteten Frau gehört haben. (ABB. 17) Möglicherweise ging er verloren, als man die sterblichen Überreste der Verstorbenen, wie die meisten der in den Gruften Bestatteten, 1868 in den Kannenfeldfriedhof überführte.³⁰ Etwas aussagekräftiger ist die anthropologische Auswertung der Skelette. Bei einer ersten Durchsicht zeigen sich →

bei einzelnen Individuen durchaus Indizien für Mangel- und Fehlernährungen, etwa verdickte «schwammige» Schädelknochen oder verbreitete Gelenke bei Säuglingen und Kleinkindern oder schwere Abnützungerscheinungen der Wirbelsäule und Gelenke sowohl bei Frauen wie Männern, die nur bei einer langandauernden Verrichtung schwerer körperlicher Arbeit zustande kommen können.³¹ (ABB. 19) Nicht selten lassen sich im Kiefer- und Zahnbereich eitrig-Entzündungen erkennen, die auf eine schlechte Mundhygiene hinweisen. Zudem weisen die Kiefer von älteren Erwachsenen teilweise keine Zahnfächer mehr auf, weil sie vermutlich bereits in jungen Jahren sämtliche Zähne verloren hatten. Fehlende Mundhygiene ist allerdings nicht zwangsläufig ein Hinweis auf schlechte oder ärmliche Lebensbedingungen. Das Bewusstsein für die gesundheitliche Bedeutung der Mundhygiene begann sich auch in wohlhabenderen Schichten erst im Laufe des 19. Jahrhunderts durchzusetzen.

Bei den im Spitalfriedhof bestatteten Frauen und Männern, die abgesehen von den wenigen hier begrabenen Fremden, meist zur städtischen Unterschicht gehörten, wies fast jedes Skelett Spuren einer medizinischen Sektion auf – am häufigsten aufgesägte Hirnschalen. Bei den Ausgrabungen im Quartierfriedhof wurde lediglich ein einziges Skelett mit einer solchen Manipulation aufgedeckt. Möglicherweise handelt es sich bei dem älteren Mann um einen wenig begüterten Stadtbürger, der sich im Spital hatte behandeln lassen und nach seinem Ableben von den Universitätsärzten seziiert worden ist. Allerdings würde er dann mit seinem Verhalten eher eine Ausnahme darstellen, da sich offensichtlich nicht nur die Angehörigen der Basler Oberschicht, sondern auch die ärmeren Bürger und Bürgerinnen von Hausärzten oder – bei letzteren wohl wahrscheinlicher – Apothekern und Quacksalbern behandeln liessen. Tatsächlich wurde das Spital nur von einer verschwindend geringen Anzahl von Personen aufgesucht, die das Bürgerrecht der Stadt besaßen.³² Auch der ungefähr 30 Jahre alte Mann, in dessen

Bauchbereich man beim Aufdecken des Skelettes ein kleines Stück eines orange-rötlichen Materials fand, hatte vermutlich bei einem Arzt oder Apotheker Rat und Hilfe gesucht. Bei dem vorwiegend aus Quecksilber und Schwefel³³ bestehendem Gemisch handelt es sich wohl um die Überreste von Zinnober, das u. a. gegen venerische Krankheiten sowohl zur äusserlichen wie innerlichen Anwendung verschrieben wurde.³⁴ Da an den Knochen keine Krankheitsmarker zu erkennen sind, lässt sich allerdings nicht feststellen, an was der Mann gestorben ist.

Im Gegensatz zu systemischen Krankheiten, Mangel- und Fehlernährungen oder physischer Gewalteinwirkung, die alle mehr oder weniger deutliche Marker auf resp. in den Knochen zurücklassen, hinterlassen epidemische Infektionskrankheiten wie Grippe, Typhus oder Cholera, die im 19. Jahrhundert noch weitverbreitet waren, keine Spuren, da sie oft schnell zum Tod führten. Aus archäologischer Sicht gibt es aber durchaus Hinweise auf die Bestattung solcher Epidemietoten: Trotz der unübersichtlichen Verhältnisse auf dem Friedhof ist deutlich zu erkennen, dass bei den Erdgräbern Einzelbestattungen die Norm waren. Dementsprechend auffallend sind zwei nebeneinanderliegende Grabgruben, in denen je drei Skelette freigelegt wurden, die in nur geringem Abstand direkt übereinander bestattet worden sind. (ABB. 20) Offensichtlich hatte man die Toten, wenn nicht gleichzeitig so doch innerhalb kurzer Zeit, in die gleiche Grabgrube gelegt. Gut möglich, dass der Befund mit der im Oberrheingebiet wütenden Typhusepidemie von 1814/15 zusammenhängt, der alleine in der Stadt Basel im Jahr 1814 904 der ca. 16 000 bis 17 000 Einwohner zum Opfer fielen.³⁵ Angesichts der bereits überfüllten Friedhöfe der Stadt ist daher vorstellbar, dass man – pragmatisch platzsparend – in eine Grube gleich drei Särge übereinander stapelte. Möglicherweise hängt der Befund aber auch damit zusammen, dass bei solchen Mehrfachbestattungen die Gebühr für den Totengräber wesentlich geringer ausfiel.



ABB. 18 Mitarbeiter beim Ausfüllen des sogenannten Skelettprotokolls. Die Lage des Skeletts einer älteren Frau mit angewinkelten linken und einem hochgedrückten rechten Bein in Grab 24 bleibt rätselhaft. Foto: Andreas Niederhäuser.

ABB. 19 So wie die Skelette vom Spitalfriedhof auf dem Foto, so wurden auch die Knochen des Quartierfriedhofes St. Johann sorgfältig gewaschen und mit Angaben zu gut erkennbaren Krankheitsmarkern inventarisiert. Foto: Philippe Saurbeck.

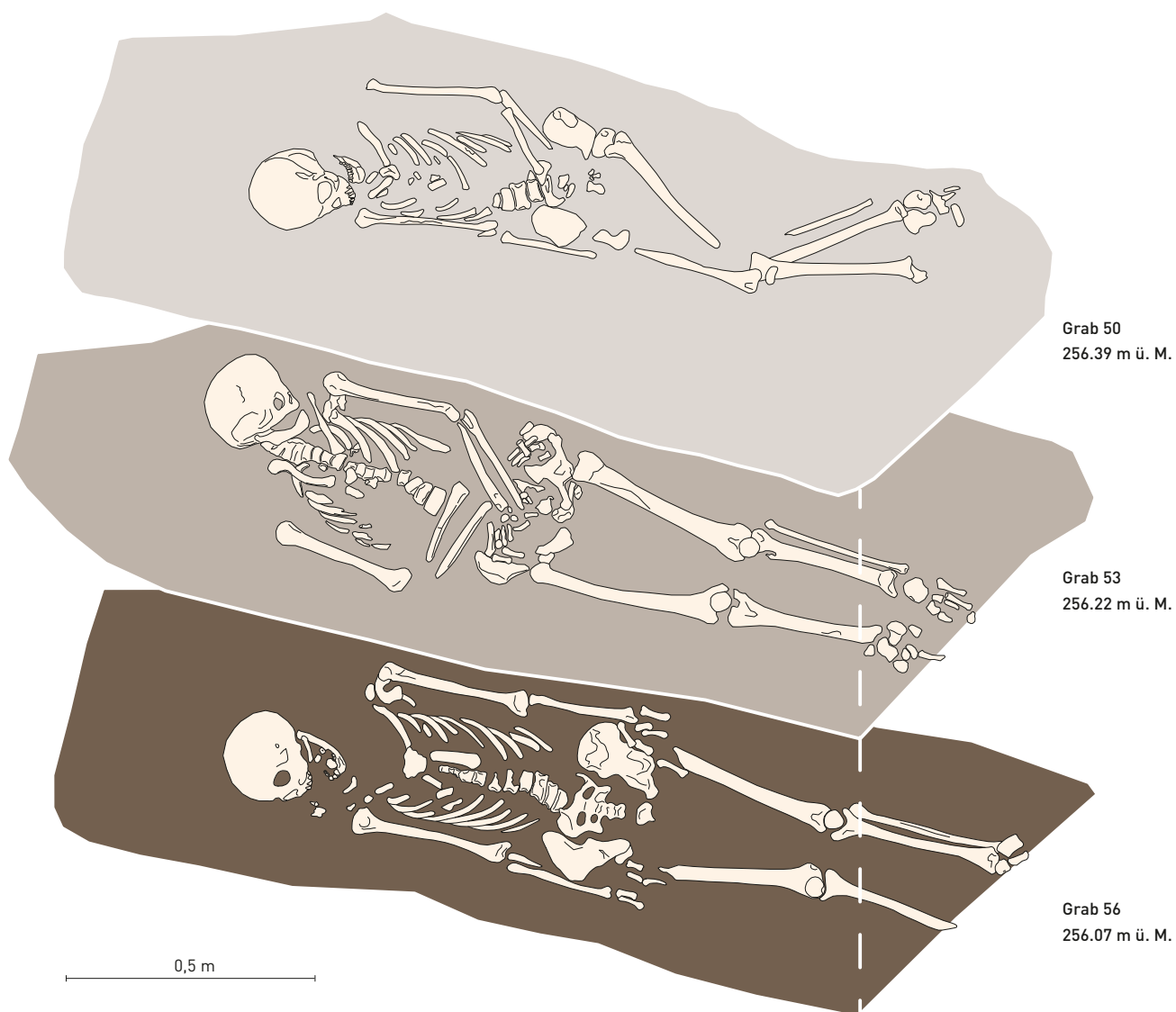


ABB. 20 Die drei Frauen unterschiedlichen Alters – die jüngste stand erst an der Schwelle zum Erwachsenenalter – wurden alle in der selben Grabgrube bestattet, wobei die Särgе offensichtlich nur wenige Zentimeter übereinander standen. Plan: Peter von Holzen, Andreas Niederhäuser.

IN SARG UND SCHACHTEL

Auch wenn sich aufgrund des wechsel-feuchten und relativ sauren Bodens organische Material meist nur sehr schlecht erhalten hat, konnten in fast allen Gräbern Holzreste geborgen werden; zusammen mit den vielen Eisennägeln verschiedenster Grösse ein deutliches Indiz dafür, dass man die Verstorbenen auf dem Quartierfriedhof in der Regel in Holzsärgen bestattet hat.³⁶ Während im Mittelalter viele Tote, lediglich in ein Leinentuch eingewickelt oder eingenäht, direkt oder auf einem sogenannten Totenbrett liegend in die Grabgrube gelegt wurden, setzte sich im Verlaufe der Neuzeit die Sargbestattung durch. Unabhängig von der Art der Bestattung war es seit dem 11. Jahrhundert üblich, die Verstorbenen auf dem Rücken liegend und die Hände in der «Gebetshaltung» entweder über dem Oberkörper oder über dem Schoss verschränkt, zu beerdigen.³⁷ Eine Haltung, die sich auch auf dem Quartierfriedhof fast durchgehend beobachten lässt. Eine rätselhafte Ausnahme bildet das Skelett einer älteren Frau mit einem angewinkelten linken und einem in einer extrem unnatürlichen Haltung parallel zum Oberkörper hochgedrückten rechten Bein. (ABB. 18) Eine schlüssige anthropologische oder taphonomische Erklärung für diese höchst eigenartige Haltung gibt es nicht. Da die Lage des Skeletts den Eindruck erweckt, die Verstorbene sei regelrecht im Sarg «verschränkt» worden, ist ein apotropäischer Hintergrund nicht völlig auszuschliessen, war doch der Glaube an Wiedergänger im 18. Jahrhundert durchaus noch virulent.

Bei einigen Kleinkindergräbern fehlen Hinweise auf eine Sargbestattung. Das kann mit den Erhaltungsbedingungen zusammenhängen oder aber ein Indiz für die noch bis ins 19. Jahrhundert hinein ausgeübte Sitte sein, Säuglinge und Kleinkinder in einem Korb oder einer Schachtel zum Friedhof zu tragen und ohne Behältnis zu beerdigen.³⁸ Für den in der Regel ohne Trauergeleit stattfindenden Transport der vor dem ersten Lebensjahr verstorbenen Kinder vom Sterbehaus auf den Friedhof waren in Basel sogenannte «Tragfrauen» zuständig. Die Frauen – in den katholischen Gebieten auch «Seelnonnen» genannt – stammten meistens aus der Unterschicht und kümmerten sich in der Tradition der spätmittelalterlichen Beginen um verschiedene Formen der Totenpflege.³⁹ In Basel wurden den

Frauen für den Transport der Kinderleichen Tragkörbe zur Verfügung gestellt, die sie aber, wie es in einer Verordnung für die «Leichenbegleiter» aus dem Jahr 1868 ausdrücklich heisst, mitsamt dem Bahrtuch wieder abzugeben hatten.⁴⁰ Bei Totgeburten kam es auch zu Bestattungen ohne Wissen der Obrigkeit und ohne Mitwirken eines Totengräbers – meist durch die Hebamme oder eine Hausangestellte.⁴¹ Ob sich unter den aufgedeckten Kindergräbern im Quartierfriedhof solche irregulären Bestattungen befinden, bleibt allerdings mangels eindeutiger Belege offen.

Die niedrige durchschnittliche Lebenserwartung noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war nicht nur eine Folge von unheilbaren Krankheiten und Epidemien, auch die hohe Kindersterblichkeit spielte dabei eine wichtige Rolle. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts überlebten von den lebendgeborenen Kindern ca. 25 Prozent das erste Lebensjahr nicht. Die meisten davon starben schon innerhalb der ersten vier Wochen, und nur wenig mehr als die Hälfte wurde älter als 15 Jahre – eine Zahl, die sicherlich annähernd auch für die Stadt Basel gilt.⁴² Aus den bei der Ausgrabung geborgenen Skeletten lassen sich allerdings keine statistisch relevanten Daten zum durchschnittlichen Sterbealter der im Bann der St. Peters-Gemeinde wohnenden Bevölkerung gewinnen, da es im Quartierfriedhof offensichtlich getrennte Bereiche für Erwachsenen- und Kinderbestattungen gab. So wurden im nördlichsten Teil des Friedhofs neben einigen wenigen Skeletteilen von Jugendlichen ausschliesslich solche von Säuglingen und Kindern geborgen. Weiter südlich gibt es einen grösseren Bereich, in dem sowohl Neonat- und Kindergräber als auch Gräber mit Jugendlichen und Erwachsenen aufgedeckt wurden. Im westlichsten Bereich wiederum finden sich ausschliesslich Erwachsenengräber. Tatsächlich wurde eine solche Trennung von Kinder- und Erwachsenengräber auf den Friedhöfen in der Übergangszeit vom Früh- zum Hochmittelalter zur Regel. Abgesehen von Gräbern für ungetauft verstorbene Neonate direkt unterhalb der Traufe des Kirchendachs beerdigte man Kinder und Jugendliche offenbar oft, wie auch im Quartierfriedhof St. Johann, in der nördlichen und damit liturgisch unbedeutendsten Ecke des Friedhofs.⁴³

DAS LETZTE HEMD

Die umfangreichen Textilfunde aus den Gruften des Basler Münsters, die bei Umbau- und Sanierungsmassnahmen in den letzten Jahrzehnten aufgedeckt worden sind,⁴⁴ zeigen, dass sich die kirchliche und weltliche Oberschicht Basels im Mittelalter und der Neuzeit in kostbaren Gewändern begraben liess. In der aufwendig hergestellten Totenkleidung manifestierte sich im Übergang zum Jenseits ein letztes Mal die soziale Stellung und gesellschaftliche Bedeutung der Verstorbenen. Die Bekleidung der im Quartierfriedhof Bestatteten war ohne Zweifel wesentlich bescheidener. Bekleidet dürften sie aber alle gewesen sein, denn jemanden nackt zu bestatten, wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts offensichtlich als «anstössig und unverantwortlich»⁴⁵ wahrgenommen. Als man 1799 im Quartierfriedhof St. Johann an Typhus verstorbene Soldaten der französischen Besatzungsarmee ohne Kleidung in ein Massengrab legte, protestierte die Bürgerschaft denn auch gegen diese unwürdige Art der Beerdigung.⁴⁶

Archäologisch liessen sich – abgesehen von einzelnen, wenig aussagekräftigen Fasern, die sich im direkten Kontakt mit Metallobjekten in mineralisierter Form erhalten haben – keine Textilreste mehr fassen. Dagegen konnten in mehreren Gräbern Knöpfe in unterschiedlicher Grösse und aus verschiedenen Materialien sowie ebenfalls unterschiedlich grosse Häkchen und Ösen aus Buntmetall geborgen werden. Die meisten Knöpfe, die im Brust- oder Beckenbereich lagen, waren klein, einfach gestaltet und aus Glas oder Perlmutter gefertigt. (ABB. 21) Sie haben wohl zu sogenannten Toten- oder Leichenhemden gehört, in denen die Verstorbenen seit der Frühen Neuzeit mehrheitlich bestattet wurden.⁴⁷ Archäologisch sind solche in der Regel knöchellangen und hinten offenen Totenhemden in Basel erstmals in einem Grab der Predigerkirche aus der Mitte des 17. Jahrhunderts dokumentiert.⁴⁸ Bei Kleinkindern wurde zum Teil das Taufkleid als Totenhemd verwendet,⁴⁹ und in gewissen ländlichen Gegenden gehörten sie noch bis ins 20. Jahrhundert hinein zur Aussteuer der Braut oder wurden anlässlich der Konfirmation dem Patenkind geschenkt.⁵⁰ Die Haken und Ösen aus Buntmetall dienten als Verschluss für verschiedenste Kleidungsstücke. (ABB. 22) Dort wo sie alleine in einem Grab auftreten, bieten sie daher keinen eindeutigen Hinweis, ob man die Verstorbenen in einem extra angefertigten Totenhemd oder in zu Lebzeiten getragenen Kleidern bestattet hat.⁵¹ Grössere Knöpfe, darunter aufwendiger gedrechselte aus Bein oder Geweih und vor allem Buntmetallknöpfe, die sowohl in situ im Brust- und Beckenbereich aber auch als Streufunde geborgen werden konnten, sind dagegen ein klares Indiz, dass man auf dem Quartierfriedhof einen Teil der Toten in Alltagskleidern oder, wie es im Laufe des 19. Jahrhunderts immer üblicher wurde, im «Sonntagsstaat» beerdigt hat.⁵² Da die Haken und Ösen in gleich bleibender Form seit dem Mittelalter bekannt und auch die Knöpfe über eine lange Zeitdauer in ähnlicher Form hergestellt worden sind, vermögen diese Befunde leider keine Hinweise auf eine genauere Datierung der Gräber zu geben.



ABB. 21 Knöpfe aus Knochen oder Geweih, Glas, Perlmutter und Buntmetall geben Hinweise auf die Bekleidung der Toten. Foto: Philippe Saurbeck.

ABB. 22 Ösen und Häkchen aus Buntmetall, die von einem Totenhemd stammen. Die Nadeln aus versilbertem Buntmetall dienten möglicherweise dazu, einen natürlichen oder künstlichen Blumenschmuck am Hemd zu fixieren. Foto: Philippe Saurbeck.



2015/12.12 FK149483



MIT (BRAUT-) SCHMUCK INS JENSEITS

In den christlichen Gräbern des Mittelalters finden sich – mit Ausnahme der Bestattungen hoher weltlicher und kirchlicher Würdenträger – nur selten Beigaben. Erst in den neuzeitlichen Gräbern werden wieder häufiger Objekte mit ins Grab gelegt.⁵³ In der Literatur finden sich dazu verschiedene Erklärungen. So wird das Phänomen mit dem in der Barockzeit auch im Bürgertum aufkommenden Brauch in Zusammenhang gebracht, den Leichnam aufzubahren und ihn dem sozialen Stand entsprechend zu kleiden und zu schmücken.⁵⁴ Gleichzeitig verstärkte sich im Verlaufe der Neuzeit die Tendenz, die Verstorbenen mit der Beigabe apotropäisch wirkender Objekte in einer individualisierten Form vor Unheil zu schützen, da viele der im Mittelalter verbreiteten kollektiven Formen des Totengedenkens und -schutzes, z. B. die Gebetsbrüderschaften, verloren gingen.⁵⁵ In katholischen Gegenden handelt es sich dabei meist um Devotionalien mit eindeutig magisch-religiöser Bedeutung. So wurden etwa in den 1988/89 aufgedeckten neuzeitlichen Gräbern des vom 13. bis ins 19. Jahrhundert hinein belegten Friedhofs der St. Martinskirche in Schwyz eine Vielzahl an Rosenkränzen, Pilgerzeichen, Holzkreuzen und Tonstatuetten geborgen.⁵⁶ Auch auf dem Spitalfriedhof St. Johann, auf dem im Gegensatz zum Quartier-

friedhof auch Katholiken bestattet wurden, fand man in einigen Gräbern Rosenkranzfragmente.

Vereinzelt gibt es in neuzeitlichen Gräbern aber auch Keramikgefässe, Münzen oder persönliche Gebrauchsgegenstände als Beigaben.⁵⁷ Die wenigen Keramikscherben aus den Grabbefunden des Quartierfriedhofs dürften jedoch kaum intentional deponiert worden, sondern mit der Verfüllung der Grabgrube dorthin gelangt sein. Anders als beim neuzeitlichen Spaltenfriedhof fehlen im Quartierfriedhof bislang auch Hinweise auf die Beigabe von Münzen.⁵⁸ Inwieweit die in der Zeit der Aufklärung kritisierte Praxis, den Verstorbenen nicht nur Geld, sondern auch «Brod, Speck und andere Lebensmittel»⁵⁹ ins Grab mitzugeben, Ende des 18. Jahrhunderts tatsächlich noch gepflegt wurde, muss offen bleiben, da sich solche organische Materialien nicht mehr nachweisen lassen. Erhalten haben sich aber ab dem 17. Jahrhundert häufig Überreste sogenannter Totenkronen und -kränze. Hergestellt wurden sie entweder aus echten Pflanzenteilen, vor allem aus Buchsbaum, aber auch aus Lorbeer, Wachholder, Myrrhe, Zypresse und Rosmarin, denen man reinigende Wirkung zugeschrieb, oder aber – möglichst den organischen Formen nachempfunden – aus Draht, Textilien, Papier und Glasperlen.⁶⁰ Auch im Quartierfriedhof St. Johann fand sich in einem Grab ein zu einem Kreis gebogener, wahrscheinlich versilberter Buntmetalldraht, der aufgrund seiner Fundlage beim Schädel eindeutig als Totenkrone angesprochen werden kann.⁶¹ (ABB. 24) Vom Schmuck der Totenkrone haben sich aber leider keine Reste erhalten. Ein ähnliches Objekt, hier allerdings im Kniebereich deponiert, wurde in einer neuzeitlichen Grubbestattung im Friedhof Kleinhüningen geborgen.⁶² In drei weiteren Gräbern des Quartierfriedhofs konnten im Kopf- resp. Brustbereich der Bestatteten allerdings nur sehr schlecht erhaltene Reste von Totenkronen oder -kränzen – u. a. mit Textilien umwickelte Drahtschlaufen, Buntmetallplättchen und kleinere und grössere Nadeln – geborgen und konserviert werden. Solcher Totenschmuck ist in Basel auch aus anderen neuzeitlichen Grabbefunden bekannt.⁶³ Besonders gut erhalten hat sich dabei ein Altfund aus einem Grab bei der St. Martinskirche. (ABB. 25) In den historischen Quellen ist meist die Rede davon,



ABB. 23 Ein sogenanntes «Engelbegräbnis» in Kippel (VS). In abgelegenen Tälern der Alpen, wie dem Lötschental, hielt sich der Brauch, Kinder und jung Verstorbene mit Totenkronen zu schmücken bis ins 20. Jahrhundert hinein. Foto: Albert Nyfeler, um 1935, Médiathèque Valais – Martigny.

ABB. 24 Der Kupferdraht im Schädelbereich ist der Überrest einer Totenkrone, mit der man jung und unverheiratet Verstorbene schmückte. Foto: Benedikt Wyss.



dass alle unverheiratet Verstorbenen, egal welchen Geschlechts und welchen Alters, mit Totenkronen und -kränzen geschmückt werden konnten.⁶⁴ Die archäologische Auswertung einer Reihe von neuzeitlichen Bestattungsplätzen zeigt jedoch, dass sich Reste solchen Totenschmucks überwiegend in den Gräbern von jüngeren Frauen und, wie im Quartierfriedhof St. Johann, geschlechtsspezifisch nicht näher bestimmbar Kindern und Jugendlichen befanden.⁶⁵ (ABB. 23) Der Brauch war in regional unterschiedlicher Ausprägung im ganzen deutschsprachigen Raum, sowohl in reformierten wie in katholischen Gebieten verbreitet.⁶⁶ Aber weder dessen Ursprung noch dessen Bedeutung sind eindeutig geklärt. Da sich die Form der Totenkrone stark am Hochzeitsschmuck der Braut orientiert, wird sie – in ihrem symbolischen Gehalt geschlechtsübergreifend – meist als Ersatz für die zu Lebzeiten entgangene «Brautkrone» gedeutet. Damit zusammenhängend hatte sie möglicherweise auch einen magisch-abwehrenden Charakter, indem sie verhindern sollte, dass die Verstorbenen aufgrund ihrer unerfüllten Lebensperspektive zu Wiedergängern wurden.⁶⁷ Oft wurde aber auch nur der

Sarg – als Ergänzung oder Alternative zum bisher üblichen Bahrtuch – mit Kronen und Kränzen geschmückt, die zunehmend nicht mehr mit bestattet, sondern als Totenerinnerung (und bei kostbarer Gestaltung als Repräsentationsobjekt der sozialen Stellung der Verstorbenen und ihrer Familien) in den Kirchen ausgestellt wurden. Allerdings versuchte die reformierte Obrigkeit in Basel, wie anderswo auch, immer wieder dagegen vorzugehen oder zumindest das Ausmass zu beschränken. Die Mandate hatten allerdings wenig resp. nur für kurze Zeit Wirkung. Es dürfte denn auch nicht Folge der obrigkeitlichen Skepsis gegenüber dem Brauch sein, dass im Quartierfriedhof nur wenige Überreste gefunden werden konnten. Zum einen hat sich der aus rein organischen Materialien angefertigte Schmuck im Boden nicht erhalten, zum andern haben sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts vielerorts sogenannte Leihkronen und -kränze durchgesetzt, die nicht mitbestattet, sondern nach der Beerdigung wieder an den Verleiher zurückgegeben wurden.⁶⁸ Im Verlaufe des 20. Jahrhunderts hat sich der Brauch der Totenkronen auch in den ländlichen Gegenden zunehmend verloren. Geblieben ist jedoch bis zum heutigen Tag die Sitte, nun allerdings für alle Verstorbenen, den Sarg möglichst üppig mit Blumen und Blumenkränzen zu schmücken.

ABB. 25 Die kunstvoll aus Silberdraht verfertigte Totenkrone eines Mädchens hat lediglich einen Durchmesser von 4,5 cm. Sie stammt aus einem Grab des 17. Jahrhunderts, das östlich der Martinskirche aufgedeckt wurde. Foto: Natascha Jansen, Historisches Museum Basel, Inv.-Nr. HMB 1931.368.





ANMERKUNGEN

- 1 Arnold van Gennep: Übergangsriten, Frankfurt a. M. 32005, Original: Les rites de passage, Paris 1909.
- 2 Philippe Ariès: Studien zur Geschichte des Todes im Abendland, München 1981, Original: Essais sur l'histoire de la mort en Occident du Moyen Âge à nos jours, Paris 1975; ders.: Geschichte des Todes, München 1980, Original: L'homme devant la mort, Paris 1978.
- 3 Paul Kölner: Basler Friedhöfe, Basel 1927; Hedwig Schaub: Zur Geschichte des Bestattungswesens in Basel vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Liestal 1933.
- 4 Patricia Zihlmann-Märki: Gott gebe das wir das Liebe Engelein mit Freüden wieder sehen Mögen. Eine kulturgeschichtliche Untersuchung des Todes in Basel 1750–1850, Basel 2010.
- 5 Ein «Basler Schuh» entspricht ungefähr 30,54 cm.
- 6 Grosses Lexikon der Bestattungs- und Friedhofskultur. Wörterbuch zur Sepulkralkultur, hg. vom Zentralinstitut für Sepulkralkultur Kassel, volkskundlich-kulturgeschichtlicher Teil: Von Abdankung bis Zweitbestattung, bearbeitet von Rainer Sörries, Braunschweig 2002, 339.
- 7 Martin Illi: Wohin die Toten gingen – Begräbnis und Kirchhof in der vorindustriellen Stadt, Zürich 1992, 37–41; Zihlmann-Märki 2010, 27.
- 8 Kölner 1927, 59 f.
- 9 Kölner 1927, 66.
- 10 Lexikon 2002, 132.
- 11 Zit. nach Kölner 1927, 64.
- 12 Zit. nach Kölner 1927, 61.
- 13 Zit. nach Kölner 1927, 61.
- 14 Zihlmann-Märki 2010, 47.
- 15 Kölner 1927, 66.
- 16 Zur Geschichte des Areals vgl. Kölner 1927, 66.
- 17 StABS K 10 (1835).
- 18 Vgl. Kölner 1927, 66.
- 19 Möglicherweise wurde gegen Ende der Belegungszeit auf die Anlegung von Reihen-gräbern geachtet. Vgl. StABS Bild Schn. 202 und StABS K 10 (1891).
- 20 Zit. nach Ochsner et al.: Auswertung der Grabbefunde des 12. bis 19. Jahrhunderts aus dem Basler Münster, in: Hans-Rudolf Meier, Peter-Andrew Schwarz (Hg.): Die Grabfunde des 12. bis 19. Jahrhunderts aus dem Basler Münster, Materialhefte zur Archäologie in Basel 23, Basel 2013, 19–131, 45.
- 21 Kölner 1927, 65.
- 22 Zit. nach Werner Hauser: Tod, Begräbnis und Friedhöfe in der Schweiz, 1700–1990, Zürich 1994, 57.
- 23 Ochsner et al. 2013, 46.
- 24 Kölner 1927, 57; Ochsner et al. 2013, 45.
- 25 Zihlmann-Märki 2010, 148–159.
- 26 Jeanne E. Rehnig: Todesmutig. Das siebte Werk der Barmherzigkeit, Düsseldorf 2006, 149–153; Zihlmann-Märki 2010, 65.
- 27 StABS Bau JJ 43.2 (Steinbuch).
- 28 Vgl. Ochsner et al. 2013, 45 f.
- 29 Allg. zum Leichengeleit Zihlmann-Märki 2010, 51–56; zu den Traggesellschaften vgl. John A. Jeker: Die Geschichte der «Begräbnisgesellschaft Basel-Gerbergass-Traggesellschaft 1800»: von der Zeit der Gründung bis an die Schwelle des 21. Jahrhunderts, Basel 2000.
- 30 Vgl. StABS Bau JJ 43.2, Steinbuch über die eigentümlichen Gräber auf dem Gottesacker zu St. Johann Pfarrgemeinde zu St. Peter, 81.
- 31 Die Hinweise zu den anthropologischen Merkmalen stammen von Laura Rindlisbacher.
- 32 Michal Pavel: Die Krankengeschichten des Bürgerspitals Basel ein Spiegel der Zeit? Eine quantitativ-sozialhistorische Untersuchung von 1843 bis 1868, unpubl. Masterarbeit am Departement für Geschichte der Universität Basel 2016.
- 33 Das Material wurde freundlicherweise von Dr. Urs Hauri (Kantonales Laboratorium Basel-Stadt) mittels der Röntgenfluoreszenz-Methode untersucht.
- 34 Friedrich Moll: Handbuch der Pharmacologie, oder: Systematische Darstellung der Heilmittel, Bd. 1, Wien 1839, 855 f. (§§ 1706/1707).
- 35 Daniel Krämer: «Menschen grasten nun mit dem Vieh». Die letzte grosse Hungerkrise der Schweiz 1816/17: mit einer theoretischen und methodischen Einführung in die historische Hungerforschung, Basel 2015.
- 36 Von einem Teil der Sargüberreste konnten Holzproben genommen werden. Deren Bestimmung durch Angela Schlumbaum vom IPNA ergab, dass die Sargmacher durchwegs Nadelholz – mehrheitlich Weisstanne, seltener Fichte – verwendet hatten.
- 37 Illi 1992, 18 f. mit weiteren Literaturverweisen.
- 38 Lexikon 2002, 166.
- 39 Sigrid Metken: «Die letzte Reise», Ausstellungskatalog, München 1984, 100; Rehnig 2006, 75–84.
- 40 Zihlmann-Märki 2010, 60.
- 41 Zihlmann-Märki 2010, 60 f.
- 42 Paul Hugger: Meister Tod. Zur Kulturgeschichte des Sterbens in der Schweiz und in Liechtenstein, mit fotografischen Essays und Reportagen von Giorgio von Arb, Zürich 2002, 162.
- 43 Illi 1992, 57.
- 44 Ochsner et al.: Katalog der Gräber und Grabinventare, in: Hans-Rudolf Meier, Peter-Andrew Schwarz (Hg.): Die Grabfunde des 12. bis 19. Jahrhunderts aus dem Basler Münster, Materialhefte zur Archäologie in Basel 23, Basel 2013, 135–238, hier 135–211.
- 45 Johann Georg Krünitz: Oekonomisch-technologische Encyclopädie, oder, Allgemeines System der Stats-, Stadt-, Haus- und Land-Wirtschaft, und der Kunst-Geschichte, Berlin 1773–1858 (Art. Leichenbekleidung).
- 46 Kölner 1927, 70 (ohne Quellenangabe).
- 47 Descoedres et al. 1995, 80; vgl. allgemein zur Totenkleidung: Cornelia Hofmann: Dokumentation und Restaurierung von Totenkleidung aus dem 16. bis 19. Jahrhundert, in: Karen Ellwanger et al. (Hg.): Das «letzte Hemd». Zur Konstruktion von Tod und Geschlecht in der materiellen und visuellen Kultur, Bielefeld 2010, 25–40.
- 48 Ochsner et al. (Katalog) 2013, 122.
- 49 Hofmann 2010, 33.
- 50 Lexikon 2002, 328 f.
- 51 Gabriele Keck: Die Funde der Ausgrabung im Friedhof bei der Pfarrkirche St. Martin in Schwyz, in: Georges Descoedres et al. 1995, 84 f. und 229 (Abbildungen im Fundkatalog).
- 52 Hauser 1994, 23.

- 53 Descoedres et al. 1995, 78 f.; Juliane Lippock: «Bei den Toten unten ...» – Ergebnisse einer archäologischen Annäherung, in: Ulrike Neurath-Sippel (red): Totenhochzeit mit Kranz und Krone. Zur Symbolik im Brauchtum des Ledigenbegräbnisses, Ausstellungskatalog, hg. vom Zentralinstitut und Museum für Sepulkralkultur, Kassel 2007, 253–269, 253; Hauke Kenzler: Zum Wandel des Totenbrauchtums in Mittelalter und Neuzeit. Der Friedhof von Breunsdorf, Lkr. Leipziger Land, in seinem weiteren Kontext, in: B. Scholkmann et. al. (Hg.): Zwischen Tradition und Wandel. Ergebnisse und Fragen einer Archäologie des 15. und 16. Jahrhunderts, Tübinger Forschungen zur historischen Archäologie 4, Büchenbach 2009, 143–151; für Basel: Ochsner 2013, 130.
- 54 Descoedres et al. 1995, 80; Kenzler 2009, 145 f.
- 55 Descoedres et al. 1995, 80.
- 56 Keck 1995, 83–97.
- 57 Lippock 2007, 263.
- 58 Bruno Kaufmann, Reto Marti: Schönbeinstrasse 6 (Botanisches Institut), 1987/4, in: Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt, BZ 88 (1988), 196–202.
- 59 Krünitz 1773–1858 (Art. Leichenbekleidung).
- 60 Vgl. allgemein zum Themenkreis Neurath-Sippel 2007; Ochsner 2013, 127–128.
- 61 Vgl. Norbert Spichtig: 2014/58 St. Johannis-Vorstadt (A) 98–110, HT-Leitung, in: JbAB 2014, Basel 2015, 54 ff.
- 62 Vgl. Fundbericht 2014/54.
- 63 Ochsner et al. 2013, 127–128.
- 64 Krünitz 1773–1858 (Art. Leichenkrone); Metken 1982, 78.
- 65 Lippock 2007, 266 f.
- 66 Reiner Sörries: Einige grundsätzliche Anmerkungen zum Totenkronenbrauch, in: Neurath-Sippel 2007, 247–251, hier 250.
- 67 Sörries 2007, 247.
- 68 Reiner Sörries: Totenhochzeit und Totenkronen – eine Einführung, in: Neurath-Sippel 2007, 7–9, hier 7.